

www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/mirella-die-traummalerin

RICHARD OLIVER SCHULZ

Mirella

Die Traummalerin

Es war gegen Abend, als der Psychologiestudent Oswald Kehler von einem See zurückkehrte, wo er mit einigen Freunden den Tag verbracht hatte. Er ging allein und schob das Fahrrad. Wieder war die Kette abgesprungen, die er nachzuspannen vergessen hatte. Oswald hielt nichts von Autos. Ihre Ästhetik fand er abstoßend. Er ging davon aus, dass der Besitz eines Autos ihn abhängig machen, ihn seelisch versklaven würde. Und obwohl er letzten Sommer den Führerschein gemacht hatte, allein, um sich selbst zu beweisen, dass er nicht unfähig dazu sei, hatte er nicht daran gedacht, sich eines anzuschaffen. So war er auf sein Fahrrad angewiesen.

Erinnerungsbilder an ähnliche Tage stiegen ihm auf, viele Jahre überblickte er mit Leichtigkeit, und Augenblicke, die ein jahrelanger Abgrund trennte, fielen in eins zusammen. Die Dauer der verflossenen Zeit war keine Größe, die sie voneinander trennte. Mitten im glühenden Schein des Abends überkam ihn das wehmütige Gefühl der Vergänglichkeit. Noch lagen die Jahre des Alterns in weiter Ferne, doch dies würde sich als eine Illusion erweisen, wie all die Jahre, die hinter ihm lagen und die er schaudernd jetzt überblickte. Es gab keinen Halt in der Zeit, keine Gewissheit, keine Hoffnung. Alle Dinge vergingen, und was ausgebreitet vor ihm lag, das war wie eine Kulisse, von einem modernen Maler geschaffen und im nächsten Augenblick dem Feuer übergeben. Auch der Abend, der wolkenlos schwelte, tröstete ihn nicht. Zwischen den Häusern glomm es, grün in der Ferne, rot hoch über den Giebeln der Dächer. Die Abendstimmung berührte ihn mit ihrem Atem der Sehnsucht, und unwillkürlich stieg ein zartes, wehmütiges Lied in ihm auf, dessen Herkunft er nicht kannte:

Grüngold und goldrot, alles schöner Schein,
die Finsternis versenkt im Sonnenstrahl.
Nur Abbild, Leben nicht, nur Bild des Seins.
Es weint, versenkt im Licht, die ganze Welt
aus Menschenauge, Blume, Tier und Stein.
Du suchst ein Ding, das dauert, findest keins.
Erwache doch, erwache, Mensch, wach auf!
Was bindet dich und hält dich so brutal?
Zieh mit der Sonne ewig dort hinauf!
Was schafft im Gluten-Meer dir solche Qual?
Wie schärft der Sonnenstrahl in dir so harte Plage?
Sei selbst, was Tag ist, ewig mit dem Tage!
Das Auge sieht, was außen ist, doch mehr,
unendlich mehr verlangt die Seele noch,
was niemand sah noch schmeckte, fühlte, roch.
In dem sein, der sich sehnd selbst dir schenkt,
der sanft macht, was dich ängstigt und bedrängt.
Die Wahrheit erst schafft allerhöchstes Glück,
die Nacht kennt nicht ihr Wesen und Geschick.

An diesem Abend war Oswald bei Patrik, einem Bekannten, eingeladen. Er kam ein wenig verspätet, gerade als der Himmel in glimmenden Rot versank. Es waren etliche Leute dort, die ihm noch unbekannt waren, darunter auch eine junge Frau, die er nur flüchtig begrüßte. Sie setzte sich ihm gegenüber. Und während die anderen Tischgenossen munter drauflosplauderten, verfolgte sie mit einem Lächeln die Gespräche, ohne ein Wort zu sagen.

Die Diskussion, die sich in dieser Runde entspann, dauerte lange. Den genauen Inhalt hatte Oswald schnell vergessen, er verfolgte auch nicht jeden Satz mit Interesse. Aber es ging um Selbstverwirklichung. Ein Bekannter Patriks, von dem er schon gehört hatte, ein Student der Politologie, ein bulliger Typ mit wässrigen Kalbsaugen, ergriff das Wort und erörterte die Frage, wie es in unserer Gesellschaft möglich sei, sich selbst zu verwirklichen. Wie müsste eine Gesellschaft politisch beschaffen sein, in der die Menschen sich selbst verwirklichen können? Oswald warf diese Frage ein und fügte ketzerisch hinzu, ob es denn überhaupt wünschenswert sei, sich selbst zu verwirklichen.

„Habt ihr euch denn schon selbst gefunden, dass ihr von euch sagen könntet: Ich habe mich verwirklicht – oder ich werde mich selbst verwirklichen? Und worin sollte diese Verwirklichung bestehen? In irgendeinem Genuss? Wenn dieser Genuss uns nun an etwas bindet, was uns am Ende unglücklich macht? Und kann nicht auch das eigene Selbst uns unglücklich machen, wenn wir unser ganzes Sinnen und Trachten an diesem Selbst aufhängen wollen? Was ist es

überhaupt, das Selbst, das wir verwirklichen sollten? Sollten wir nicht erst unsere eigenen Werte hinterfragen, statt die politischen Einrichtungen, die sie tragen? Ja was ist denn unser wahres Selbst, und worin besteht seine Verwirklichung? Ist es wünschenswert, ein Selbst zu verwirklichen, das uns unglücklich und einsam macht?“

Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen in der Runde. Dann wurde Widerspruch laut, man musste sich verteidigen.

„Jeder muss selbst ausprobieren, was für ihn gut ist“, rief jemand.

„Man muss eben experimentieren“, hieß es, „irgendwann findet man schon das Richtige!“

„Du willst Sicherheit. Die wirst du niemals finden“, sagte ein anderer.

Irgendwann findet man schon das Richtige? Irgendwann? Ja wann denn? Nirgendwann! Das begrenzte Selbst, an das wir uns gebunden fühlen, kann nicht die Wahrheit über uns zum Vorschein bringen, soviel ist sicher, dachte Oswald. Er verachtete die Unbeholfenheit der Diskussion, das künstliche Jonglieren mit Begriffen. Er fühlte sich äußerst unwohl. Es wurde auch zunehmend dunkler im Zimmer, draußen verglühten die letzten Reste des Abends, und Patrik ließ Kerzen anzünden statt des elektrischen Lichts, der besseren Stimmung halber. Langsam kam das Gespräch auch wieder in Gang, aber eine allgemeine heimliche Beklemmung lag in der Luft, die nicht mehr zu lösen war. Oswald spürte deutlich, dass man sich gegen ihn verschworen hatte. Man betrachtete ihn als Ketzer.

Die junge Frau saß ihm wortlos gegenüber und schälte sich einen Apfel. Und schließlich, mit einer weichen, tönenden Stimme, ging sie auf seine vorigen Argumente ein und erwiderte, dass es doch gar nicht so schwer sei, sich selbst zu verwirklichen.

„Wozu sollen wir uns so quälen“, sagte sie. „Wir vertragen die Leiden gar nicht, die wir uns selber zufügen und auf uns nehmen wollen, um kurze Momente des Glücks zu erleben. Ist denn der Mensch zum Leiden geboren? Es gibt so einfache Mittel, um glücklich zu sein. Es ist so leicht, ein Bild zu malen, an dem man sich freut, oder schöne Gedanken zu formulieren.“

„Ja, für dich! Für dich, Mirella!“, rief plötzlich Patrik in einem gereizten, gekränkten Ton, der Oswald unverständlich war. „Du kannst ja auch was! Kaum einer kann malen wie du!“

Verwundert nahm Oswald die junge Frau näher in Augenschein. Mirella war wirklich unscheinbar, wenn man sie nicht genauer betrachtete, zierlich und eher klein von Wuchs. Sie hatte ein schmales Gesicht mit etwas vortretenden Backenknochen, das von einer blonden Mähne umrahmt war, und sie blickte ihn aufmerksam an, ruhig und vertrauensvoll. Da bemerkte Oswald, dass sie schön war, auf eine ganz eigentümliche Weise schön. Sie hatte große, grünblaue Augen, in denen ein ungewöhnlicher Ernst lag, beinahe etwas wie Trauer, doch auch eine klare, stille Sicherheit, eine Sicherheit, die in einem geheimen Leben zu gründen schien. Es war ein Leben, das den Abend aufzuhalten schien, indem es der Sonne nachforschte in ihrem Lauf. Oswald hatte den Eindruck, dass Sonnenlicht im Zimmer lag, obwohl die Dämmerung weit fortgeschritten war. Denn Mirellas Augen leuchteten. Es war das Leuchten eines geheimen Lebens, in dem es nie Abend wurde, ruhend im Augenblick. Oswald hatte das Gefühl, sie schon sehr

lange zu kennen, aber er sah sie zum ersten Mal und konnte sich nicht erinnern, ein Mädchen gesehen zu haben, das ihr auch nur im Entferntesten glich. Es war das erste Mal, dass er ein Mädchen wirklich interessant fand. Und er wusste nicht einmal genau, warum.

Oswald fühlte sich gebannt von ihren großen, ausdrucksvollen Augen. Ein tiefer, melancholischer Ernst lag in diesem Gesicht, ein Ernst, der ihn ebenso sehr faszinierte wie die Schönheit ihrer Augen, und die Zähne bildeten eine weiße Perlenkette, wenn sie lächelte! Noch niemals hatte ein Mädchen ihn derart fasziniert. Er ließ sich aber nichts anmerken. Er war es gewohnt, sich einen ruhigen und sachlichen Anschein zu geben.

Während er Mirella still betrachtete, entdeckte Oswald, dass es da noch einen unbekanntem Abgrund in ihr gab, eine Seelentiefe, mit der er nicht gerechnet hatte, und als er sich in sie einzufühlen begann, fand er sich plötzlich ganz mit sich allein. Er fühlte sich nicht verlassen, das war es nicht, was ihn wie eine plötzliche Erkenntnis überkam, überraschend, überwältigend, entsetzlich. Er fühlte er sich vielmehr von Menschen umgeben, die ähnlich dachten wie er, aber, und darin bestand das Entsetzliche, er war gleichsam eingekerkert in seinem Ich, einem Ich als scheinbarem Zentrum der Welt. Hier, an diesem Abend, in der Gegenwart Mirellas, empfand er zum ersten Mal, dass er sein Leben in einer Täuschung zugebracht hatte, und er fühlte sich von dieser Erkenntnis überwältigt und gelähmt. Denn so dachte er: Er würde nie der Mensch sein können, der Mirella war, er würde überhaupt niemals ein anderer Mensch sein können, außer der einen, eng begrenzten, in ihr Fleisch verschlossenen Persönlichkeit, die er als eine unter zahllos vielen war. Er hatte die Welt der Menschen zu kennen geglaubt in ihrer Gewöhnlichkeit, auf die er herabgeblickt hatte, und hatte sich selbst für eine große Ausnahme und sein Leben für ein besonderes Abenteuer der Welt gehalten. Er hatte sich nach einer Entdeckung gesehnt, aber in der Alltagsseele der Menschen, so dachte er, würde es nichts zu entdecken geben. Die Gedanken der meisten erschienen ihm zu alltäglich, zu leicht zu durchschauen. Er hatte das Studienfach Psychologie gewählt, um die Ansichten des Zeitgeistes zu revolutionieren und der Menschheit eine neue Perspektive zu eröffnen auf Seelenqualitäten, die ihnen noch unbekannt waren. Er hatte sich selbst als eine Ausnahme unter den Menschen betrachtet, als einen Erkennenden, die meisten anderen Menschen aber als oberflächlich. Nun erfuhr er, dass dem nicht so war. Die Menschen waren nicht oberflächlich, es war ganz anders. Die vielen Irrtümer, in denen sie gefangen waren, Irrtümer, die Oswald zu durchschauen glaubte, hatten ganz andere Quellen als den Verstand. Eine tiefe Dunkelheit umlagerte die Menschheit, in der auch er als einzelner Mensch völlig allein war. Nicht ihn hatte das Leben erwählt, nicht durch ihn äußerte sich ein wesentlicher Aspekt des Seins, sondern das Dasein der Menschen war tragisch und wirklich auch ohne ihn, während er ungehört, ungesehen und ungekannt war und all sein hohes Bewusstsein nur für sich selber hatte. Es gab überhaupt nur die anderen – und ihn. Und das menschliche Bewusstsein dieser anderen, an dem er nie wirklich und sicher teilhaben würde, war von einer tiefen Dunkelheit umgeben, in der ein jeder in sich selbst verschlossen war. Aus dieser allgemeinen Dunkelheit leuchtete das Geheimnis dieses Mädchens

wie eine ferne Morgensonne hervor, eine Morgensonne, deren Licht die meisten Menschen nicht begriffen, eine Morgensonne, die sie zwar aufmerken ließ, die sie wie Blinde mit ihren wärmenden Strahlen berührte, aber sie sahen sie nicht. Das Mädchen selbst schien sie ja nicht zu begreifen. Noch nie hatte Oswald solch ein Sehnen in den Augen eines anderen Menschen gespürt wie in den Augen Mirellas, noch nie war ihm das Dunkel der Welt so schmerzlich bewusst geworden. Die Welt der Menschen, das heißt das, was sie als ihre Welt betrachteten, war in Wahrheit eine glatte Oberfläche. Die Natur in ihrer Natürlichkeit, die draußen die Welt erfüllte, verbarg ihr Geheimnis, war nicht nachzuschaffen von den Menschen, wurde aber durch Menschen missbraucht. Und so wenig die Menschen die Geheimnisse der Natur begriffen, so wenig begriffen sie sich selbst.

Für Oswald brach eine andere Welt in die bisherige ein, eine große Welt des Märchens, sie lag verborgen mitten in der Welt der Menschen, während die unaufhaltsame Zeit darüber hinwegschlich. Gleichgültig glitt sie darüber hinweg und wollte alles mit sich in einen stummen Abgrund hinunterreißen. Doch diese andere Welt existierte. Sie war gerade erwacht, der Zauber des Märchens hatte sie eben berührt. Diese Welt war eine Wirklichkeit, sie war selbst die Wahrheit der bekannten Welt. Oswald stand an ihrem Saum. Er fühlte sich wie ein von der Geburt an Blinder, dem eben durch eine Operation die Sehkraft verliehen war und der den ersten Schimmer des Tageslichtes in sich aufgenommen hatte. Aber der Schimmer ertrank zu dieser Stunde im sinkenden Abend.

An diesem Abend ging er Mirella nach. Er sah, wie sie durch die Nacht ging, über den Dächern schwelte das letzte Licht des verglimmenden Tages, einsam ging sie, eine kleine, zierliche Gestalt, ihr blondes Haar glänzend im Licht der Straßenlaternen. Er folgte ihr unauffällig. Sie ging in Richtung Altstadt, wo die Gebäude im Jugendstil zeitfern und still im matten Straßenlicht lagen. An einer unauffälligen Einfahrt machte sie Halt. Sie zögerte etwas, bevor sie eintrat. Offenbar überzeugte sie sich von der Hausnummer. Oswald fühlte, dass sie vor einer Entscheidung stand. Worin bestand die Entscheidung? Wer konnte es sagen? Was ging in diesen Augenblicken in ihr vor? „Könnte ich nur in sie hineinschauen,“ dachte Oswald. „Wie dankbar wäre ich, wenn ich es könnte! Ich wüsste von dem Geheimnis der Welt!“